



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Rosenberg, Adolf: Friedrich Pechts Lebenserinnerungen

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

mehren, wenn der Staat nach seiner Pflicht jede Lüge, die sich öffentlich hervorwagt, mit Strafe verfolgt. Aber es wird die furchtbare Not verschwinden, daß der Staat seine Bürger unter Umständen dazu verleitet, Gott zu belügen.

Ich weiß recht wohl, daß dieser Vorschlag wenig Aussicht hat, ausgeführt zu werden, schon weil sich die Herren Bedenklichkeitsräte, die Juristen, mit allen Kräften dagegen stemmen werden. Wenn aber durchaus geschworen werden muß, dann sollte wenigstens der Eid auf die Fälle beschränkt werden, wo es sich um Leben und Ehre eines Menschen handelt, und nichts unterlassen werden, was die Wichtigkeit und Heiligkeit des Eides dem Schwörenden zu Gemüte führt. Es dürften auch die nicht vereidigt werden, die keinen oder nur einen sehr unvollkommenen Glauben an Gott haben.

Geht es in der bisherigen Weise weiter, so wird die Zahl der entdeckten und verborgen bleibenden Meineide immer mehr wachsen. Die Eidesnot ist aber schon jetzt wahrlich groß genug.



## Friedrich Pechts Lebenserinnerungen

Von Adolf Rosenberg



Wenn sich einer in frühern oder spätern Jahren entschlossen hat, sich und andern das Leben schwer zu machen, indem er Kunstkritiker wird, muß er nicht bloß, wenn er sein Handwerk mit Gelassenheit betreiben will, mit eiserner Stirn, freilich nicht in dem Sinne von Karl Friedrich Bahrdt, sondern auch mit harter Haut und einem guten Gewissen bewaffnet sein. Die eiserne Stirn braucht er, um draufloszugehen, wenn es in der Welt der Kunst gar zu kunterbunt hergeht, die harte Haut, um nicht jeden auf ihn abgeschossenen Pfeil zu fühlen, und das gute Gewissen, damit auch eine tiefere Wunde ohne nachhaltigen Schaden ertragen werden kann. An Verdruß und Ärger, der doch auch etwas an der Seele frißt und die Thatkraft lähmt, wird es selbst den so dreifach gewappneten nicht fehlen. Aber es scheint, daß dieser Ärger nicht ans Leben geht, daß er eine mehr erhaltende als zerstörende Kraft hat. Denn in diesem Jahre haben zwei Kunstkritiker, von denen jeder in seiner Stadt nicht bloß an Alter, sondern auch an Verstand den Anspruch auf den sonst so viel mißbrauchten Ehrennamen eines Nestor hat, die Freude, hohe Jahrzehnte ihres Lebens abzurunden. Ludwig Pietzsch in Berlin steht dicht vor seinem siebzigsten Geburtstag, und Friedrich Pecht in München ist am 2. Oktober ins einundachtzigste Lebensjahr getreten. Und wenn ich hinzufüge: „in unverminderter

Frische des Geistes und des Körpers," so ist das keine der bei solchen Gelegenheiten üblichen Zeitungsphrasen. Denn noch blicken uns die hohe Stirn, das Zeichen der Energie oder, wenn man will, auch der Hartnäckigkeit, und die scharfen, klaren Augen wie vor zwanzig Jahren entgegen, als von dem langen Zwiespalt zwischen dem Maler und dem Schriftsteller schließlich nur noch dieser, der Kunstkritiker, übrig blieb. Wie seit Jahrzehnten, hat er auch 1894 noch, als ob achtzig Jahre eine leichte Bürde wären, seines Amtes als Berichterstatter über die Münchner Kunstausstellungen gewaltet, und aus seinen Berichten flammte ein Eifer auf, der uns in Verwunderung setzen würde, wenn wir ihn nicht seit dreißig Jahren kennen. In Haß und Liebe ist er sich immer gleich geblieben, seine Art zu schreiben strotzt nach wie vor von Kraft, Deutlichkeit und Anschaulichkeit, aber freilich auch von den Bergewaltigungen der deutschen Wortbildung und des deutschen Satzbaues, die manchem feinfühligern Leser seine Aufsätze und Bücher oft geradezu verleiden. Der immer straff auf sein Ziel losschreitende Schwabe, der in seinen Malereien immer so frei, zart und vornehm war und immer nach vollendetem Wohlklang strebte, hat, nachdem er in München ansässig geworden war, jede Empfindung für den Wohlklang der Sprache, die doch ebenso gut ein künstlerisches Ausdrucksmittel ist wie die Farbe, vollständig verloren. Ich würde in einem Aufsatz, der seine großen Verdienste, vor allem seine echt deutsche Gesinnung würdigen soll, diese Schwäche nicht berühren, wenn es sich diese grünen Heste nicht zur besondern Aufgabe gemacht hätten, allen Sprachunfug unnachsichtlich zu ahnden. So aber muß ich es von vornherein ohne Umschweife erklären, daß der Stil Friedrich Pechts, wie er sich selbst ausdrücken würde, „die reinste Barbarei“ ist. Darnach mag man einige Zitate beurteilen, die ich in folgendem aus seinen Lebenserinnerungen\*) wiedergebe, mit deren Veröffentlichung er sich selbst ein Geburtstagsgeschenk gemacht hat, wie es ihm keiner, auch der mächtigste nicht, bieten konnte.

Trotz seines schlechten deutschen Stils ist Friedrich Pecht ein guter deutscher Mann, dem sein Volkstum, sein kleines wie sein großes Vaterland über alles geht. An Irrungen und Schwankungen hat es ihn freilich wie allen, die mit reifen Sinnen das Menschenalter von 1833 bis 1866 durchlebt und mit empfunden haben, nicht gefehlt. Aber er kommt nur beiläufig darauf zu sprechen. Vielleicht sind sie in seiner Erinnerung verblaßt, da er seine Biographie erst vor wenigen Jahren niedergeschrieben hat, vielleicht haben ihn aber auch seine Jugendeindrücke dazu gebracht, frühzeitig den Unterschied zwischen republikanischer Leutegherrschaft und straffem monarchischem Regiment, zwischen einem von Parteiungen zerrissenen Vaterländchen und einer ehreurchgebietenden Großmacht herauszufühlen. In seiner Geburtsstadt Konstanz, die

\*) Aus meiner Zeit. Lebenserinnerungen von Friedr. Pecht. 2 Bände. München 1894. Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft.

damals noch ein armes, durch die napoleonischen Raubzüge gänzlich ausgejogtes Nest war und auch lange nach 1814 noch zu keinem rechten Gedeihen kam, hatte er die politische und ökonomische Mißwirtschaft in den benachbarten Schweizer Kantonen und in dem badischen Lande selber so gründlich kennen gelernt, daß ihm diese Jugenderlebnisse eine heilsame Lehre für sein ganzes Leben geworden sind. Sein Vater war in Unterfranken geboren, aber seine Eltern stammten aus Ostpreußen, und Pechts Mutter war eine Schweizerin, eine der uns Deutschen besonders sympathischen Frauen aus der Ostschweiz, die uns auch jetzt noch nicht durch welches Wesen entfremdet worden sind. Wer bei der Beurteilung eines Menschen, der sich nach allen Seiten als eine Vollnatur erwiesen hat, gern der Zusammensetzung seines Blutes nachspürt, wird in Friedrich Pechts Leben, Thaten und Meinungen leicht drei Strömungen herausfinden, die auf ostpreußische Geradheit, fränkische Zähigkeit und alemannische Herzlichkeit und Aufrichtigkeit deuten. Wenn man hinzunimmt, daß ein fast vierzigjähriges Leben in München diesem dreifältigen Gemisch noch einen Zusatz von bayerischer Grobheit und — was bedeutungsvoller ist — von bairischer Genügsamkeit hinzugesellt hat, so kann man sich ungefähr eine Vorstellung von dem Wesen des Mannes machen, der mit einem aus solchen Bestandteilen zusammengesetzten Temperament aus einem vollgepfropften Saß von Erinnerungen schöpft.

Es ist ihm schwer geworden, sich von der Lithographie, zu der ihn das Geschäft des Vaters, der in Konstanz Drucker und Kunstverleger war, schon im Interesse der Familie gezwungen hatte, zum Zeichner und Maler aufzuschwingen. In dem beständigen Ringen um die Existenz und um die höchsten Ziele der Kunst, von dem uns Pecht erzählt, spiegelt sich das ganze Elend des damaligen Lebens in Deutschland wieder, die Folge der napoleonischen Zerrüttung unsrer Volkswirtschaft, aus der uns das womöglich noch größere Elend unsrer Kleinstaaterie nicht zu retten vermochte. Nur in einigen größern Städten konnte damals ein Künstler, der nicht gerade von Fürsten und der Aristokratie beschäftigt wurde, ein leidliches Fortkommen finden. Die, die heute noch nicht mit der Ausgabe für Kunst- und Kulturzwecke zufrieden sind, die jede deutsche Staatsregierung alljährlich macht, sollten das Pechtsche Buch mit Aufmerksamkeit lesen, um sich des ungeheuern Umschwungs bewußt zu werden, der sich hier in vierzig bis fünfzig Jahren vollzogen hat.

Freilich pflanzte das damalige allgemeine Elend denen, die darin groß geworden waren, auch eine Bedürfnislosigkeit und Genügsamkeit ein, die heute nirgends mehr zu finden ist, am allerwenigsten bei den Künstlern, die damals am schwersten unter der allgemeinen Notlage zu leiden hatten. Dank seiner Genügsamkeit und Entbehrungsfähigkeit hat sich Pecht in jenen schweren Zeiten noch glücklicher durchgeschlagen als viele seiner begabteren Genossen. In München fand er Anstellung als Lithograph bei Hansstängel, der damals fast

allein die reproduzierende Kunst in München vertrat und sich noch lange nachher in dieser Stellung behauptete, bis die Lithographie endlich durch die Photographie und den aus ihr entwickelten Lichtdruck mit allen seinen Abarten verdrängt wurde. Durch Hanfstängl kam Pecht auch nach Dresden, wo er an dem von der Münchner Firma unternommenen Galeriewerk mitarbeitete und noch interessantere Menschen kennen lernte als in München, wo ihm das Kunstleben mit Cornelius und den Seinigen an der Spitze nicht sehr behagte. Er konnte schon damals der eigentümlichen Größe und Herbheit des Meisters kein Verständnis und keinen Geschmack abgewinnen, und er hat auch später als Schriftsteller kein Hehl daraus gemacht, daß seiner Meinung nach Cornelius und seine Schüler die Entwicklung der deutschen Malerei um ein Menschenalter aufgehalten haben. Er denkt dabei, was von seinem Standpunkt als Maler entschuldbar wäre, keineswegs nur an das reine Handwerk in der Kunst, das allerdings von Cornelius und seiner Schule auf unverantwortliche Weise vernachlässigt wurde, sondern auch an das, was an der Cornelianischen Art unserm Volkstum völlig fremd und unverständlich ist. Pecht selbst fehlt es keineswegs an vollem Verständnis für einsame Größen, die unbekümmert um die Gunst der Menge ihre eignen Wege wandeln. Ist er doch einer der ersten gewesen, die Anselm Feuerbachs Bedeutung erkannt und sie auch noch verteidigt haben, als sein „Titanensturz“ auf der Münchner Ausstellung von 1879, wie es bei seiner ungeschickten Aufstellung nicht ausbleiben konnte, einen Sturm von Entrüstung, Abscheu und Mißachtung hervorrief.

Pecht hat ein starkes, eigentlich mehr choleraisches als sanguinisches Temperament. Wenn er einmal einen Künstler liebgewonnen oder wenn er sich einmal für einen Zweck begeistert hat, dann legt er sich mit einer förmlichen Wut ins Zeug, und damit hat er manchen zaghaften wirklich vorwärts gebracht, und manche gute Bestrebung, z. B. die ersten Regungen zur Reform des deutschen Gewerbes im künstlerischen Sinne, sind durch seine Hilfe zu einem starken Strome geworden, der außerhalb Münchens andre Kreise mit sich gerissen hat, sodaß schließlich aus etwas scheinbar Unmöglichem etwas ganz Selbstverständliches wurde. Nur gegen seine eignen Arbeiten ist er immer mißtrauisch und pessimistisch gestimmt gewesen. Er fühlte immer den unheilbaren Zwiespalt zwischen Wollen und Können in seiner Brust, und wenn auch andre an seinen Arbeiten Gefallen fanden, wenn er sich auch aus ihrem Ertrag am Ende ein sorgenfreies Leben aufbaute, so ist er doch immer der schärfste Kritiker seiner selbst geblieben.

Dieses starke Maß von Selbstkritik, das er sich von Jugend auf angewöhnt hatte, hat ihn auch davor geschützt, sich während seines ersten Aufenthaltes in Paris (1839 bis 1841) von dem dortigen Kunstleben berauschen zu lassen und in jenen Franzosenkultus zu versinken, in den sich seine künstlerischen Kollegen, am meisten die Schriftsteller, mit denen Pecht verkehrte,

mit wahrhafter Wonne gestürzt hatten. Was Pecht aus häufigen Zusammenkünften mit Heinrich Heine erzählt, ist so widerlich, daß man es durchaus begreift, wenn er sich am Schlusse seiner Erinnerungen aus jener Pariser Zeit mit Energie gegen die Absicht wendet, Heine in Deutschland, am deutschen Rhein ein Denkmal zu setzen. „Das wäre höchstens Sache der Franzosen, die er liebte, während er für das Wesen unsers Volks absolut kein Verständnis, sondern nur Spott und Hohn hatte, nur seine Schwächen, aber nicht seine Größe sah, indes wir andern alle doch schon dessen nahenden Aufschwung ahnten. Speziell seine Preußenfeindschaft ging über alle Vernunft hinaus und bildete den widerwärtigsten Gegensatz zu der Zärtlichkeit, die er überall für die Franzosen zeigte, in deren Sold er ja zuletzt stand, da er von Louis Philipp eine Pension bezog. Und solchem Charakter sollten wir ein Monument errichten? Es war daher eine Ironie des Schicksals, daß er in Paris fast nur mit Deutschen verkehrte, da nur diese sein Genie zu würdigen vermochten, während er doch für die Franzosen so viel mehr Interesse hatte. So ist er denn, zwischen beiden Nationen hin- und hergezogen, dem alten Fluch des Judentums nicht entgangen, keiner recht angehören zu können.“

Ebenso scharf, aber gerecht urteilt Pecht über Heinrich Laube, dem es auch nicht gelungen ist, mit seiner schriftstellerischen Thätigkeit, seiner Person oder seinem Charakter irgendwo festen Fuß zu fassen. Der geborne Preuße war in Leipzig Sachse, in Paris Franzose, dann im allgemeinen Großdeutscher, in Wien ein begeisterter Österreicher, und jetzt geht es ihm mit dem unvermeidlichen Denkmal nicht viel besser wie seinem Jugendgenossen Heinrich Heine. Statt an der Stelle seiner Hauptthätigkeit, in Wien, soll ihm jetzt ein Denkmal in — Sprottau in Schlesien errichtet werden, einem Orte, mit dem er weiter nichts gemein hat als den Zufall, dort geboren zu sein. Man wirbt, man erläßt Aufrufe über Aufrufe, und mit starker Beihilfe von reichen Verwandten wird endlich eine Summe zusammengebracht, die es ermöglicht, einem Manne ein Denkmal zu errichten, der den meisten Einwohnern des schlesischen Städtchens eine unbekannt, den übrigen eine zweifelhafte Größe ist.

Pecht hat das Glück gehabt, obwohl er niemals einer von den Schweifwedlern gewesen ist, die unter der Maske des allzeit bereiten und gefälligen Malers Lakaiendienste verrichten, mit einer großen Zahl politisch und künstlerisch bedeutender Männer und Frauen in Verkehr zu kommen. Da ich sein Buch nicht in der jetzt beliebten Art ausschlichten, sondern die Leser nur zu einer wirklich gehaltvollen und geistig anregenden Lektüre auffordern will, beschränke ich mich auf Pechts Bemerkungen über Heine und Laube. Nur ein Erlebnis Pechts will ich noch aus seinen Erinnerungen anführen. Seine Thätigkeit als Maler hat ihren Höhepunkt und wohl auch ihren Abschluß in den Wandgemälden erreicht, die er im Auftrage seiner Vaterstadt Konstanz in dem sogenannten Konziliensaal, worin aber nach den neuesten Forschungen

das berühmte Konzil nicht versammelt gewesen ist, ausgeführt hat. Es sind Darstellungen aus der Geschichte der Stadt, die, wie fast alle Geschichten mittelalterlicher Städte, keineswegs dazu geeignet sind, das Gemüt eines Patrioten von heute mit Befriedigung zu erfüllen. Im September 1872 machte Kaiser Wilhelm I., der sich auf der Mainau bei seiner Tochter und seinem Schwiegersohn aufhielt, einen Besuch in Konstanz, und dabei besichtigte er auch die Fresken im Konziliensaal. „Der Saal war gedrängt voll von Menschen, die den Kaiser sehen wollten, der mit Fanfaren der Musik und brausendem Jubel empfangen ward, worauf dann der Bürgermeister und ich ihn von Bild zu Bild geleiteten. Als wir nun zu der den Triumphzug des Papstes (Martin V.) darstellenden Szene kamen, sagte ich ihm nicht ohne Absicht möglichst deutlich, daß die Voranstehenden der Kaiser Sigismund und der Herzog von Baiern seien, die dem Papst bei diesem Umzug die Zügel gehalten hätten. Da wendete sich der bis dahin ganz behagliche alte Held zum Bürgermeister auf seiner Rechten und sagte zu ihm: »Das that also der Sigismund. Na, die Erbschaft habe ich wohl angetreten, aber die Zügel halte ich nicht.« Bald darauf ging bekanntlich der Kulturkampf los.“

Nach Vollendung dieser Fresken gab Pecht die ausübende Kunst auf und widmete sich ausschließlich seiner schriftstellerischen und kritischen Thätigkeit, deren Beginn schon in die ersten fünfziger Jahre fällt. Damals hatte er die Eindrücke seiner ersten Reise nach Italien in einem Buche unter dem Titel „Südfrüchte“ wiedergegeben, und dankbar gedenkt er heute, nach vierzig Jahren, des reichen Lobes, das Julian Schmidt dem Anfänger an derselben Stelle spendete, wo ich jetzt auch nur Worte des Lobes und der vollsten Anerkennung über seine im edelsten Sinne patriotische Thätigkeit als Schriftsteller und Kritiker zu sagen habe. Gegen die Schwächen seiner schriftstellerischen Erstlingswerke war er übrigens ebensowenig blind wie gegen die seiner künstlerischen Erzeugnisse. Er nennt seine erste kritische Thätigkeit sogar unreif, „da ihr alle bestimmten Grundanschauungen und großen Prinzipien noch fehlten“; die erwirbt man sich erst nach und nach. Pecht hat sie sich freilich schneller erungen als viele andre seines Berufs, und als sie erst zu seinem Glaubensbekenntnis geworden waren, hielt er so zäh an ihnen fest, daß er sich oft genug gedrungen sah, sie mit „schwäbischen Hieben“ zu verteidigen.

Um so schmerzlicher mußte es ihn berühren, als er gerade im letzten Jahrzehnt seines Lebens, wo er sein Tagewerk schon gethan glaubte, wahrnehmen mußte, wie die deutsche Kunst und insbesondre die Münchner, in deren Mitte er lebte und stritt, allmählich ein ihm fremdes und durch und durch unsympathisches Gesicht annahm. Er, der ein Menschenalter seine ganze Beredsamkeit aufgeboten hatte, um den in der Volksseele wurzelnden Kern der deutschen Kunst gesund zu erhalten und vor dem schädigenden Einfluß des Auslandes zu schützen, mußte erleben, daß sich die Ausländerei

und die Anbetung aller Kunst, die nur recht weit aus der Fremde kam, immer mehr breit machte, und daß diese Strömung mit einer politischen Erscheinung, der Ausbreitung der Sozialdemokratie, fast parallel ging. Der Ausdruck der Resignation, mit dem er seine Erinnerungen schließt, ist so rührend und ergreifend, daß wir einige Sätze aus seinen Schlußworten anführen wollen, zumal da sie zugleich den ganzen Charakter des Mannes wieder spiegeln. „Wie man in der Kunst allmählich immer mehr vergaß, daß sie der höchste Ausdruck des nationalen Lebens, unsrer Sitten und Ideale sein müsse und sofort alles Interesse verliere, sowie sie aufhöre, diesen Erdgeschmack zu zeigen, wie man in Deutschland alles mögliche Fremde dem Einheimischen vorzog, um es nachzuahmen, so machte in der Politik die Vaterlandsiebe auch mehr und mehr einem charakterlosen Kosmopolitismus Platz, den ja die Vertreter der jüngsten politischen Partei, der sozialdemokratischen, förmlich predigen. Ich mußte also alles das noch einmal erleben, was mich schon in meiner Jugend an unserm französischen Liberalismus empörte. Sa die durch unser aller Arbeit endlich geeinigte Nation verjüdelte gerade jetzt in ihrem öffentlichen Leben immer mehr. Bin ich nun weit entfernt, diese mit gewissen sich ewig forterbenden Schwächen unsrer Nation aufs engste zusammenhängende Verirrung für etwas anderes als vorübergehende Erscheinungen zu halten, hoffe ich vielmehr, daß der gesunde Kern unsers Volks sich wieder ermannen und diese krankhaften Elemente ausstoßen werde, so setzt das doch große und langandauernde Kämpfe voraus, deren Ende ich voraussichtlich nicht erleben werde... Meine letzte bedeutendere Arbeit war die schon 1888 herausgegebene »Geschichte der Münchner Kunst im neunzehnten Jahrhundert,« ein Buch, das seine Berechtigung darin sucht, daß es durchaus erlebt war, ehe es geschrieben wurde. Leider hatte es das Mißgeschick, zugleich das Ende der Periode zu bezeichnen, die es schilderte, und so wird es denn auch wenig gelesen werden, da jede neue Zeit in ihre Ideale verliebt ist und die der unmittelbar vorausgegangenen gewöhnlich aufs tiefste verachtet. Vielleicht darf ich es als eine Entschuldigung betrachten, daß ich den meinigen wenigstens unwandelbar treu geblieben bin und heute noch als Achtziger bis zum letzten Hauche dafür kämpfe. Als alter Soldat fällt man am besten auf seinem Posten.“

So pessimistisch wie Pecht sehe ich die Lage der deutschen Kunst unsrer Zeit noch nicht an. Wer mit Aufmerksamkeit die großen Kunstausstellungen dieses Jahres in Berlin, München und Dresden durchwandert hat und die vielfältigen, wirr durcheinanderschwirrenden Äußerungen des Zeitgeistes und des Volksgestes zu unterscheiden und zu deuten versucht, der gewinnt denn doch etwas tröstlichere Anschauungen. Die großen materiellen Erfolge, die sich in Zahlen ausdrücken lassen, liegen nicht auf seiten derer, die mit allen modischen Strömungen mitschwimmen, die also nach der Meinung ihrer Propheten und Anhänger den wahren Geist der neuen Zeit vertreten, sondern sie sind denen

zu gute gekommen, die mit dem langsamen, aber zäh am Alten festhaltenden Sinnen und Dichten der deutschen Volksseele in Zusammenhang geblieben sind. Man wende nicht ein, daß materielle Siege nichts bedeuten im Vergleich zu den sogenannten geistigen, man spiele nicht die erleuchtete Aristokratie des Geistes gegen die blöde, stumpfsinnige Menge aus, die in ausgetretenen Pfaden weitertrötte. Wir haben ein ähnliches Schauspiel schon einmal in diesem Jahrhundert erlebt. Da hat sich dieselbe blöde Menge kühl und ablehnend gegen Cornelius und seine ganze Kunstrichtung verhalten, wie sehr auch manche Schriftsteller mit viel Aufwand von Begeisterung und Gelehrsamkeit darüber eiferten und auf die Menge schalten, weil diese fühlte, daß in allem, was Cornelius und die Seinen zeichneten und malten, nichts von ihrem Geist und von ihrem Empfinden zu spüren war. Ebenso ablehnend und verständnislos verhält sich dieselbe Menge, die sich zwar von Geschlecht zu Geschlecht erneuert, aber doch den eigentlichen Volksgeist immer weiter vererbt, gegen die sogenannten „Modernen“ in unsrer Kunst, obwohl auch diesen wieder eine Fülle von gewandten, mit allen Mitteln der Überredung arbeitenden Schriftstellern zur Seite steht. Cornelius und die Seinen waren dabei noch in sofern im Vorteil, als sie jahrzehntelang zäh an ihren Idealen festhielten und doch auf einen ebenso zähen Widerstand stießen, während die „Modernen“ fast alle Jahre ihre Physiognomien — auch immer nach fremden Mustern — umwandeln. Franzosen, Schotten, Engländer und Skandinavier werden um die Wette nachgeahmt, dazwischen versucht man sich in italienischem und deutschem Archaismus, man macht in Symbolismus, und man erfindet eine „Phantasielkunst.“ Auch wenn die deutsche Volksseele für fremde Einflüsse empfänglicher wäre, wäre es kein Wunder, daß nicht einer dieser Eindrücke, die ebenso schnell vorübergehen, wie sie aufgetaucht sind, in ihr haften bleibt. Zeitweilig verwirren sie wohl schwache Geister und treiben starke Geister zu erbitterter Abwehr. Aber ein Grund zu völlig hoffnungsloser Betrachtung dieser Lage ist gerade in diesem Jahre weniger vorhanden als im vorigen, wo fanatische Parteigänger nach der ersten Münchner Sezessionistenausstellung den Sieg der „Modernen“ verkündeten und die alte deutsche Kunst feierlich begruben. Pecht hat selbst oft genug erlebt, wie wenig eine Kunstausstellung, auch wenn sie noch so großartig wirkt und reich an scheinbar epochemachenden Kunstwerken ist, in der Entwicklung der Kunst selber zu bedeuten hat. Die Kunst wird nicht durch Zeitungsreklamen und durch die dünkelfaften, von Atelier zu Atelier getragenen Programme einiger von Großmannsucht befallenen Prahlhänse weiter gebracht, sondern nur durch die Mitwirkung des Volksgeistes, der sich nichts aufzwingen läßt, woran er keinen Teil hat. Das haben wir auch wieder aus Pechts Lebenserinnerungen herausgelesen, und das ist der beste Trost, den wir dem achtzigjährigen Kämpfen spenden können. Möge er noch lange seine scharfe Feder führen!